

## Leo Tuor über sein Schreiben, die Jagd, die Schafe und die Macht.

**Man wird ja nicht spontan Schriftsteller. Was hat Sie hingezogen, Schriftsteller zu werden? Gab es ein Schlüsselerlebnis, einen Auslöser?**

Es war die romanische Sprache. Ich wollte etwas tun für diese Sprache. Dann habe ich als Student in Zürich eine Studentenzeitschrift redigiert. Alle haben gesagt: wir schreiben dann und niemand schrieb. Dann musste ich selber schreiben.

Ich habe mit 17, 18 Jahren mit Gedichten, mit kurzen Texten für Zeitungen und Übersetzungsversuchen, zum Beispiel mit Brecht, angefangen. Es hat mich interessiert, ob das «verhebt», ob man einen guten deutschen Text ins Romanische, in dieser Sprache der Einwohner «ohne Hirn» (Johann B. Bullinger 1713–1793), übersetzen kann.

**Können Sie ein aktuelles Beispiel nennen?**

Die letzte grössere Übersetzung war Shakespeares Sommernachtstraum für die Sommerspiele in Laax. Wie bringe ich Shakespeare in Versform in die rätoromanische Sprache? Im Englischen haben wir ganz viele einsilbige Wörter: To be or not to be, that is the question. Erst am Schluss gibt es ein zweisilbiges Wort. Der Satz wird im Romanischen meist zu lang, wenn man die fünf Hebungen des Blankverses beibehalten will. Dann muss man kürzen oder man muss sich etwas einfallen lassen. Das ist das erste Problem.

Das zweite Problem ist, dass das Englische einen enormen Wortschatz hat. Viele Wörter gibt es doppelt und dreifach, das gibt es im Romanischen nicht. Wie löse ich das am Schluss auch mit dem Reim? Das war eine Herkulesarbeit. Übersetzen heisst sehr tief in die Sprache hineintauchen. Der Rhythmus muss stimmen und poetisch muss das auch wieder «verheben».

***Ihre Themen sind ja lokal verankert, haben Bodenhaftung: Die Jagd, das Töten (Settembrini), eine lokale Familiengeschichte (Onna Maria Tumera oder Die Vorfahren). Wollen Sie mit diesen Themen etwas festhalten, was möglicherweise verloren geht oder bereits verloren gegangen ist?***

Ja, ich sage mir lieber lokal als global. Mit Global assoziiert man leicht Globi. Mein erstes Buch «Giacumbert Nau» hatte zwar noch ein «globales» Thema: das Hüten. Das kommt schon in der Bibel vor und in der Antike und bis in der klassischen romanischen Literatur des 19. Jh. Nur wird diese Welt immer verherrlicht (ausser manchmal in der Bibel): aber das Hüten, vor allem das Alpleben war Knochenarbeit. Die Jungen wurden ausgebeutet, auch sexuell. Sie mussten arbeiten von morgen früh um vier bis zehn Uhr abends. Und dann mussten sie todmüde mit ihren Peinigern noch eine Stunde den Rosenkranz beten.

Ich habe das Alpleben zwar auch verherrlicht, aber der Fluch taucht in der Idylle auf und zerstört Erwartungen des Lesers. Literatur hat nicht die Aufgabe zu bestätigen.

«Settembrini», mein drittes Buch, ist in dem Sinne «lokal», weil es wagt auch die hochheilige Bündner Jagd in Frage zu stellen. Das ist hierzulande ein Sakrileg. Dieses Buch ist nicht bereit daran zu glauben, dass in Chur keine Fehler gemacht werden. Jagd ist immer noch mit Mythen verbunden. Erstaunlicherweise auch bei Wildbiologen, die Wissenschaftler sein sollten. Diese Mythen kann nur die Literatur dekonstruieren.

***Was ist Ihre Vorstellung von Jagd?***

Jagd ist ein Teil unserer Kultur. Jagd ist für mich nicht ein Kult, keine Ersatzreligion, keine Mathematik. Der Bündner Jäger ist für mich der Gämssäger. Ich jage Gämsen im Hochgebirge, reduziere keine Hirschbestände, damit das «Zahlenmaterial» die Doktoren in Chur zufrieden stellt. Wenn ich ein Tier, eine Gämse töte, ist das für mich ein Problem, keine Bestätigung meiner Männlichkeit. Mit der heutigen Technik ist töten nicht eine schwierige Sache, obwohl man sehr eingeschränkt ist durch Kaliber und Gesetz.

***Gehen Sie heute noch auf die Jagd?***

Ja. Dann komme ich weg vom Alltag. Man beobachtet Tiere ganz anders, man hat einen anderen Bezug. Man würde sonst nie gegen vier Uhr, wenn es dunkel ist aufstehen und auf allen Vieren wie ein Indianer wohin kriechen, damit man dort ist, wenn es hell wird. Das hat seinen Reiz, ich meine die Morgendämmerung nicht das Kriechen.

Die Gämsjagd ist eine andere Jagd als eine Jagd in Sibirien. Dort bezahlt man, und es wird garantiert, dass der Jäger etwas schießt und befriedigt wird. Prostitution also.

***Wie war Ihre erste Reaktion als Sie erfuhren, dass Sie den Bündner Literaturpreis erhalten?***

Ich war überrascht, ich habe mich gefreut, dass ich diesen Preis bekam. Der Bündner Literaturpreis hat etwas mit Literatur zu tun, im Gegensatz zum politischen Bündner Kulturpreis, mit dem man erst als zitternder Greis beschert wird. Ich war nicht immer beliebt in Graubünden – freche Bürger werden hier nur ausnahmsweise akzeptiert. Die Leute haben sich für mich und für sich gefreut. Es ist immer noch so, dass der Schriftsteller bei den Leuten eine gewisse Hochachtung genießt. Das Publikum nimmt an, dass wir wie in der Antike von den Göttern inspiriert sind.

Ich habe an den Literaturtagen in Rauris (Österreich) gelesen. Das war sehr beeindruckend. Als wir Autoren zur Lesung in den platzvollen Saal hineingestossen wurden stand das Publikum auf und fing spontan an zu klatschen, wie wenn wir zu den Unsterblichen gehörten. Der Dichter hat im deutschen Raum doch noch eine gewisse Position.

***Sie leben in Val Surrein an einem sehr abgelegenen Ort. Vermissen Sie manchmal das Stadtleben?***

Ich habe in Val eine gewisse Ruhe, aber es gibt hier im Sommer auch viel Tourismus. Bei Lesungen im Ausland geniessen wir – ich nehme zum Erstaunen der Kollegen immer die ganze Familie mit – z. B. Berlin, Paris, Madrid, Tel Aviv und den Kontakt mit den Leuten dort. Das finde ich toll. Ich brauche das Hier und die Stadt und auch die Grosstadt.

Ich habe zwei Seiten: die intellektuelle, die handwerkliche. Ich brauche beides Stadt und Land, Gebirge und Meer, schaffen und töten.

***Haben Sie Vorbilder gehabt, an denen Sie sich orientiert haben?***

Ich habe die romanischen Klassiker (G.H. Muoth, Alfons Tuor) als Vorbild gehabt und später die deutsche Literatur. Die Gymnasialsprache war deutsch und von daher ist mir die deutsche Literatur am nächsten – Nietzsche, weil er im Gymnasium nicht empfohlen wurde und weil auch Stein und Fels ihn geprägt haben und die Klassiker, das sind meine Götter, von Hegel, diese «grotteske Felsenmelodie» (Marx) bis zu Heine und Celan.